

Eine Reise durch Amerika

NEU IM KINO In «Captain Fantastic» spielt Viggo Mortensen einen Vater, der seine sechs Kinder fernab der US-amerikanischen Konsumgesellschaft aufzieht.

«Ai, Papa, are they all ill?», fragt die sechsjährige Zaja Cash (Shree Crooks) bei einem Zwischenstopp in einem Diner mit kugelförmigen Augen. Sie reist in «Captain Fantastic» mit ihrer Familie von der nordamerikanischen Pazifikküste nach New Mexico und sieht sich dabei zum ersten Mal mit der ganz normalen US-amerikanischen Konsumgesellschaft konfrontiert.

Denn die Cashes – Vater Ben (Viggo Mortensen) und seine sechs Kinder im Alter von fünf bis siebzehn Jahre, die alle ausgefallene Namen wie Bodevan, Kielyr, Vespyr, Reljan, Nai und eben Zaja tragen – sind alles andere als Durchschnitt. Sie leben, mehr oder weniger als Selbsternährer, auf einem abgelegenen Hof in einer Waldlichtung. Sie gehen nicht zur Schule, sondern werden

zu Hause unterrichtet. Dabei stehen körperliche Ertüchtigung – Yoga, Laufen, Klettern – ebenso auf dem Programm wie lebensnotwendige Alltagsarbeit – Kochen, Gärtnern, Jagen. Nicht zu vergessen die geistige Bildung: Geschichte, Mathematik, Biologie, Sprachen, Literatur – die Grossen, selbstverständlich, wie Dostojewski – und Philosophie. Wichtig sind Ben vor allem Eigenständigkeit, kritisches Denken und Ehrlichkeit; es gibt nichts, was nicht gefragt werden darf, nichts, auf das ein Kind keine Antwort bekommt: Paradiesisch mutet das an.

Im Hippie-Look

Tatsächlich findet man sich zu Beginn von «Captain Fantastic» – die erste Szene zeigt einen Jungen, der seinen ersten Rehbock erlegt – in einem Szenario wieder, das H. D. Thoreaus «Walden» ebenso entstammen könnte wie «The Hunger Games». Die Kids, die zwei Jüngsten noch kindlich niedlich, sind nach Typ besetzt. Sie sind, stets in individuell kun-

terbunten Hippie-Look gekleidet, durchs Band starke Persönlichkeiten, die in ihrem kollektiven Erscheinen unvermittelt an die Bilder des Brangelina-Nachwuchses erinnern: Er hat in seiner Verortung etwas ungemein Cleveres und für sich Einnehmendes an sich, dieser nach «28 Hotel Rooms» zweite lange Film von Matt Ross; Ross übrigens kennt man aus TV-Serien wie «Silicon Valley», «American Horror Story» eigentlich vor allem als gut aussehenden Schauspieler.

Der Cash-Clan scheint sich in seiner Alternativ-Idylle durchaus wohlfühlen. Es fehlt zum perfekten Glück bloss die Mutter und mit dieser setzt in «Captain Fantastic» das Drama – das Melo, die Komödie, die Tragik – ein. Denn Leslie (Trin Miller) ist eine Tochter aus wohlhabend-bürgerlich-christlichem Haus. Sie ist mit Ben durchgebrannt, inzwischen überzeugte Buddhistin, auch hat sie bis vor einigen Monaten mit der Familie gewohnt.

Doch irgendetwas ging dann nicht mehr. Eine bipolare Stö-

rung wurde diagnostiziert, vielleicht war es auch bloss eine Erschöpfung. Auf alle Fälle befindet sich Leslie seit einer Weile in einer Klinik und eines Tages erhalten Ben und die Kinder die Nachricht von ihrem Freitod. Sie sollen sich davor hüten, bei der Beerdigung zu erscheinen, droht der Schwieger- und Grosspapa, weniger gebrochen vom Tod seiner Tochter als noch immer wütend über Ben, der sie ihm vor Jahren entfremdete.

Konflikt der Kulturen

Selbstverständlich fahren Ben und die Kinder im selber zurechtgemachten Schulbus doch zur Beerdigung; schliesslich müssen sie dafür sorgen, dass Mutters Leiche nicht vergraben, sondern verbrannt wird und ihre Asche ins Meer gelangt.

Auf dieser Reise durch die USA prallen sie in «Captain Fantastic» dann ungebremst aufeinander: die freigeistige, alternative, umweltbewusste Aussteiger-Ideologie und der Geist der US-amerikanischen Konsumgesellschaft.

Viele Szenen, wie die eingangs beschriebene, in der sich Zaja in einem Diner unverhofft in einer normal übergewichtigen Gästeschar wiederfindet, sind dem munteren Kindermund verdankt einfach nur witzig.

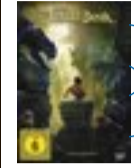
Andere, etwa wenn Bodevan (George MacKay) seinem Zeltplatzflirt nach dem ersten Kuss einen schwülstigen Heiratsantrag macht, etwas übertrieben. Doch auch wenn die Cashes – nachdem die Beerdigung peinlich schieflief und sie Leslies Leiche in einer Nacht-und-Nebel-Aktion befreien mussten – zum Schluss einfach in ihr Zuhause zurückkehren und «Captain Fantastic» unterm Strich eine heitere Culture-Clash-Komödie ist, steckt darin mehr.

Denn es gibt in dieser Geschichte doch einige Momente, in denen Ben sich und seine Ideologie ernsthaft hinterfragt. Und das trifft man in einem Film, der den alternativen Lebensentwurf seines Protagonisten als Prämisse seiner Story setzt, eher selten.

Irene Genhart

DVD Tipps

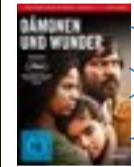
Einer für alle, alle für einen



The Jungle Book
Jon Favreau, Walt Disney
★★★★★

Der Tiger Shir Khan kündigt an, Mogli und alle, die ihn schützen, zu töten. Darum will der Panther Baghira den von Wölfen adoptierten Menschenjungen zu seinesgleichen bringen. Wer kennt nicht diese Geschichte aus Rudyard Kiplings «Dschungelbuch», jedenfalls in der Version der Disneystudios? Der gleichnamige Zeichentrickfilm von 1967 war ein internationaler Erfolg, verbindet Generationen und amüsiert bis heute mit hübschen Anspielungen auf die Hippiebewegung und die Beatles. Den Zeitgeist spiegelt auch die spektakuläre computeranimierte Neuverfilmung (der elfjährige Neel Sethi als Mogli ist quasi der einzige «echte» Akteur): Zum einen gerät die Story düsterer und wirken einige Figuren zwiespältiger als in der 1967er-Fassung. Balu etwa tritt als egoistischer Schmarotzer auf, während man für Shir Khans Menschenhass mehr Verständnis aufbringt. Andererseits wird die von Ökobilogien propagierte Einheit und Austauschbarkeit der Tier- und Menschenwelt konsequent umgesetzt und die Heiligkeit oder Unschuld der vom Menschen nicht korrumpierten Natur beschworen. Dass dies voraussetzt, das Wohl der Gruppe über alles zu stellen, liegt wohl auch im Trend. Individualismus steht heute in der Kritik. *tdv*

Aus freiem Willen für die Familie



Dämonen und Wunder – Dheepan
Jacques Audiard, Universum Film
★★★★★

Ein tamilischer Rebell flieht mit dem Pass eines Toten und mit einer Scheinfamilie nach Frankreich. Als Hausmeister kommt er in einer Vorortssiedlung unter – wo auch Krieg herrscht. «Du bist tot, Mogli!», droht in «Dämonen und Wunder – Dheepan» ein Gangster, als sich der Tamile dem Kampf stellt. Klar hat Jacques Audiards packendes und in Cannes ausgezeichnetes Drama nichts mit dem «Dschungelbuch»-Remake zu tun. Doch es gibt verblüffende Parallelen und aufschlussreiche Unterschiede zwischen den Werken. Ihre Hauptthemen sind Adoption, Emigration, Identitäts- und Loyalitätskonflikte sowie die Frage, wann Gewalt unvermeidlich ist. Nur bei dieser Frage decken sich die Antworten, sonst vertritt Audiard andere Werte. Seine Figuren, von Leid geprüft und gestählt, widerstehen Druckversuchen von aussen und stehen nach innen zu ihren Wünschen und Bedürfnissen. Die «Tochter» verlangt von der «Mutter», sich wenigstens schwesterlich zu benehmen, die «Gattin» weist die Machtansprüche des «Gatten» zurück, und dieser will sich nicht allein abrackern. Dass die aus der Not geborene Schicksalsgemeinschaft sich zur Familie zusammenschließt, geht als kleines Wunder durch. *tdv*



Das sind die Cashes. Sie kleiden sich ein bisschen anders als die anderen. Und leben auch ein bisschen anderes Leben. Aber sie können auch nicht die ganze Zeit draussen bleiben. *pd*

Bringuier noch bis 2018

Chefdirigent Lionel Bringuier und die Tonhalle-Gesellschaft Zürich werden ihre Zusammenarbeit auf Ende der Saison 2017/2018 beenden: Sie haben gemeinsam entschieden, dass der laufende Vertrag nicht verlängert wird.

Lionel Bringuier übernahm das Amt des Chefdirigenten und musikalischen Leiters des Zürcher Tonhalle-Orchesters auf die Saison 2014/2015. Der 29-jährige Franzose trat die Nachfolge von David Zinman an. Er erhielt einen Vierjahresvertrag. Gemäss einer Medienmitteilung vom Mittwoch freuen sich der Vorstand der Tonhalle-Gesellschaft Zürich und die Geschäftsleitung «über die weitere Zusammenarbeit mit Lionel Bringuier in den kommenden zwei Jahren».

Die vierte und letzte gemeinsame Saison 2017/2018 wird an einem neuen Standort mit «Herausforderungen und Chancen» durchgeführt: Das Orchester zieht während der Kongresshaus- und Tonhalle-Sanierung für voraussichtlich drei Jahre ins Maag-Areal in Zürich-West. *sda*

In der sinfonischen Hochburg

LUCERNE FESTIVAL Eine runde Sache in mancher Hinsicht: Bernard Haitink, Alisa Weilerstein, das Chamber Orchestra of Europe und Dvořáks Seele im 4. Sinfoniekonzert.

Vor 50 Jahren dirigierte Bernard Haitink erstmals am Lucerne Festival das Schweizerische Festspielorchester. Er war damals schon nicht mehr ganz jung und Chefdirigent des Royal Concertgebouw Orchestra Amsterdam. Mittlerweile hat er seinen Wohnsitz in der Nähe von Luzern, und so sind seine Auftritte am Festival gleichsam Heimspiele geworden. Am Samstag feiert er seinen 50. Auftritt in Luzern, und der 87-Jährige mutet sich einiges zu.

Eine Riesenaufgabe und eine riesige Erfahrung

Auf dem Programm mit dem Lucerne Festival Orchestra steht Anton Bruckners 80 Minuten lange 8. Sinfonie, eine Riesenaufgabe. Freilich kann Haitink auf eine riesige Erfahrung zurückgreifen.

Schon in den 60er-Jahren brachte er mit dem Concertge-

bouw Orchestra einen kompletten Bruckner-Zyklus heraus. Das klassisch-romantische Repertoire, Mahler inklusive, pflegte er in den letzten Jahren intensiv. Dass auch Antonín Dvořák in diese musikalische Hochburg gehört, machte er jetzt am Dienstag im KKL mit dem Chamber Orchestra of Europe deutlich.

Ein Glücksfall und eine böse Geschichte

Die 9. Sinfonie «Aus der Neuen Welt» gehört zu den häufig gespielten Werken der Gattung, das Cellokonzert zu den schönsten für dieses Instrument: Antonín Dvořák war wie Schubert ein Melodiker unter den Sinfonikern, aber auch ein Komponist auf der Höhe der Zeit in seiner Harmonik und Instrumentation.

Die anrührende Kraft seiner Musik, der persönliche Tonfall und dabei starke individuelle Charakter der Werke lassen ein monografisches Programm als naheliegend erscheinen. Dennoch ist ein reiner Dvořák-Abend eine Seltenheit – aber wie das 4. Sinfoniekonzert zeigte, ein Glücksfall.

«Die Mittagshexe», ein balladeskes Orchesterstück, mit Glocke und Bassklarinette im Instrumentarium stand am Anfang des Konzerts. Es entstand nach dem Amerika-Aufenthalt von 1892 bis 1895, dessen erste Frucht die 9. Sinfonie und dessen letzte das Cellokonzert war, und gehörte als sinfonische Dichtung zu einem für Dvořák neuen Genre. Die böse Geschichte liess ihn instrumentale Effekte, Klangfarben und Dissonanzen ins Spiel bringen, die ins Theatralische weisen.

Haitinks gestische Ökonomie, die wohl ebenso im weisen Handwerk wie in einer demütigen Haltung der Sache gegenüber begründet ist, vermittelt von diesem Theatralischen dem Publikum optisch nichts, aber alles war da, vielleicht nicht aufregend, aber plastisch modelliert im Spiel an allen Pulten.

Und dies ist eine weitere Qualität dieses Dirigenten: Es sind bei ihm die Musikerinnen und Musiker, die Musik machen, ungemein elastisch präzise im Tutti, kammermusikalisch ausgehorcht in den Ensembles, und es war ein Abend der hervorragenden Or-

chestersolisten, zu Recht vom Publikum auch gefeiert, der Solohornist, die Flötistin und weitere. Zum Erlebnis gehörte im sensiblen Spiel auch die eminente Rolle der Pauke, der Trompeten, der Drive der Bässe.

Inniges Konzertieren und subtilste Wirkung

Im Cellokonzert im Vordergrund agierte die Solistin, die Amerikanerin Alisa Weilerstein, so nicht einsam an der Spitze, sondern en famille. Eher fehlte in gewissen Passagen, so der Eindruck im hinteren Saalbereich, ein wenig der Ellbogen, um die überragende Virtuosität, über die sie locker verfügt, auch auszustellen.

Umso mehr waren Klangschönheit und Emotionalität, der Dialog mit dem Orchester von subtilster Wirkung – nicht nur, aber vor allem auch im Adagio in seiner vollkommenen innigen Übereinstimmung von Dirigent, Orchester und Solistin.

Herbert Büttiker

Das Konzert wurde von SRF 2 aufgenommen und wird heute Abend um 22 Uhr gesendet.